

Gottesdienst am 18.04.2025 (Karfreitag) in der Emmauskirche Kassel-Brasselsberg mit Aufführung des "Stabat Mater" von Gianbattista Pergolesi

Aus und vorbei, liebe Gemeinde! Da hängt er: der Sohn Gottes, der Sohn der Mutter, deren Namen Johannes in seinem Evangelium niemals nennt. Auch im „Stabat mater“, diesem weit verbreiteten Gedicht aus dem Hohen Mittelalter, taucht er nicht auf. Aber wir wissen: Es ist Maria. Einst hat sie diesen Sohn voll guter Hoffnung zur Welt gebracht. Nun muss sie mit ansehen, wie er – von Nägeln durchbohrt – am Kreuz der Römer sein Leben aushaucht. Hatte nicht schon der Prophet Simeon im Tempel zu ihr gesagt: „Durch deine Seele wird ein Schwert dringen“? Jetzt erfüllt sich diese bittere Weissagung. Auch Maria ist durchbohrt. Sie ist durchbohrt vom Schmerz, ihr Liebstes hergeben zu müssen.

Die trauernde Maria, die trauernde Mutter: Dieser Gedanke rührte die Menschen des Mittelalters zutiefst an. Denken wir nur an den „Isenheimer Altar“ in Colmar: Matthias Grünewald malt Maria, wie sie unter dem Kreuz in Ohnmacht erbleicht und dahinsinkt. Ganz auf dieser Spur entwirft der unbekannte Verfasser des „Stabat mater“ im ersten Teil seines lateinischen Gedichts ein Panoptikum des Leids und der Schmerzen – die, nein: nicht Jesus, sondern Maria erfasst haben. Jesus ist tot.

Umso mehr richtet sich der Blick auf die Lebende, auf die Mutter. Immer stärker winden sich die Worte in die Gefühle hinein, die Maria bewegt haben könnten. Gestorben wurde im Mittelalter oft und früh. Der Tod war mitten im Leben. In Maria und ihren Schmerzen konnten sich die Menschen jener Zeit mit ihrer ganzen Schutzlosigkeit wiederfinden und bergen. Das lässt uns die exzessive Ausmalung aller Schmerzen verstehen, die Maria zugelegt werden. Die Himmelskönigin ganz nah – und ganz und gar menschlich. Eine von uns. Die Mutter!

Pergolesi, der schon mit 26 Jahren an Tuberkulose starb, hat 1736, nur wenige Monate vor seinem Tod, das bekannte mittelalterliche Gedicht kongenial vertont. Ein kleines Orchester und zwei korrespondierende Solostimmen laden es dramatisch auf. Pergolesi war beileibe nicht der erste Komponist, der sich die-

sem Text widmete – und sollte auch nicht der letzte bleiben. Besonders oft gehört wird das knapp anderthalb Jahrhunderte später entstandene „Stabat mater“ von Antonín Dvořák. Und die Musikwissenschaft zählt allein 72 Kompositionen dieses Mariengedichtes über sieben Jahrhunderte hin.

Aber Pergolesi sticht daraus hervor! Seine musikalische Interpretation fand unter den Zeitgenossen unglaublich großen Anklang. Selbst Johann Sebastian Bach legte zehn Jahre später Pergolesis Komposition unverfroren seiner Kanta- te „Tilge, Höchster, meine Sünden“ zugrunde. Urheberrechte gab es nicht. Man „parodierte“, wie es hieß, um die Musik anderer für eigene Zwecke zu nutzen.

Worin aber liegt die Faszination von Pergolesis Komposition, der wir uns auch heute nicht entziehen können? Die Antwort lautet wohl: Seine Musik verstärkt die Intensität der Worte. Sie will nicht nur Gefühle wie Schmerz, Leid und Trau- er beschreiben, sondern sie will sie in uns *erzeugen*. Wir werden in das Ge- schehen hineingezogen, bleiben nicht irgendwo in sicherer Distanz stehen, wie das die anderen Evangelisten von den wenigen Frauen berichten, die es über- haupt gewagt hatten, nach Golgatha zu kommen. Nein, hier ist niemand nur Betrachterin oder Betrachter der trauernden Mutter Jesu, sondern spürt ihr gan- zes Leid am eigenen Körper, im eigenen Herzen und in der eigenen Seele. *Ihr* gilt die ganze Empathie. Als wäre es ein Liebeslied, hat das Duett im 8. Satz, den wir zuletzt hörten, geklungen: „Lass mein Herz in Liebe brennen.“

Unmerklich aber wandelt sich da die Sprache des Gedichts: Aus der Beschrei- bung aller Schmerzen und Trauer, die Maria erleidet, wird eine unmittelbare Anrede, werden lauter drängende Bitten an sie – eine nach der anderen. Sie beziehen sich auf uns, denn es geht doch um uns, mehr noch: um mich ganz persönlich, der ich einstimmen soll in die Bitten an Maria, um ihr im Leid gleich zu werden.

Würde das „Stabat mater“ hier enden, wäre die Identifikation mit all den Schmerzen der Mutter Maria womöglich erreicht. Wir könnten fühlen, was sie im Anblick des toten Sohnes am Kreuz durchgemacht hat. Doch wir blieben mit all unseren eigenen Gefühlen mutterseelenallein zurück. Könnten allenfalls, wie es

das Gedicht ausdrückt, auf den Schutz der Gottesmutter im Jüngsten Gericht vertrauen. Aber sonst? Aus und vorbei. Das Kreuz markiert das radikale Ende.

Doch im allerletzten Satz des „Stabat mater“ kommt die rettende Wendung. Unsere Augen richten sich von der „schmerzensreichen Mutter“ zurück zum gekreuzigten Jesus Christus – und das voller Hoffnung und Glauben:

Mach, dass mich *sein* Kreuz bewache,
dass *sein* Tod mich selig mache,
mich erwärm *sein* Gnadenlicht,
dass die Seel sich mög' erheben
frei zu Gott in ewgem Leben,
wann mein sterbend Auge bricht!

Sein Kreuz, sein Tod, seine Gnade sind es, die uns in dieser Welt leben lassen, allem Leid und allen Schmerzen zum Trotz. Sie sind es, die uns Hoffnung schenken auf Gottes ewiges Reich, das keine Tränen mehr kennt. Das Marienlied wird schon im Mittelalter ein Christuslied. Denn durch Jesu Sterben sind die Mächte des Todes bloßgestellt und entmachtet. Er steht für uns vor Gott ein, nimmt in seinen Tod hinein und befreit uns aus unserer erbarmungslosen Gottesferne und Selbstbezogenheit. Das Kreuz wird zum Zeichen des Heils – und das Wort vom Kreuz zum Evangelium, zur Botschaft, die uns froh und frei macht.

Da hängt er, der Sohn Gottes, der Sohn der „Mater dolorosa“, und gibt sein Leben zurück in Gottes Hände. Der wird ihn und alle, die auf ihn vertrauen, zum neuen Leben erwecken.

Nein, liebe Gemeinde, nichts ist aus und vorbei. Das ist die Botschaft des Karfreitag: Es ist vollbracht! Amen.